

da, wo ihre Stärke liegt, in der gewählten Beschränkung auf eine performative und psychoanalytische RezipientInnen- und Genderforschung. Mit der Auflösung des erkennenden Subjekts löst sich zugleich der Agens politischer Machtausübung wie politischer Veränderung auf. So bleibt Maiers Politikbegriff ebenso undeutlich wie die Vorstellung von den gesellschaftlichen Verhältnissen lückenhaft. Hierarchien, auch wenn wir sie selber mit aufrechterhalten, haben konkrete materielle wie ideelle Auswirkungen im Alltag, und diese spiegeln sich dann *auch* in Medieninhalten. Festzustellen, dass die Analyse solcher Abbildungen nicht ausreicht, ist überzeugend, sie als Erkenntnisinstrument generell auszuschließen, nicht. Die Arbeit zeigt aber zugleich einen Ausweg aus dem Dilemma, dass solche Analysen immer zugleich jene sozialen Differenzierungen miterzeugen, die sie als Konstruktionen entlarven wollen. Maier plädiert nämlich abschließend dafür, Konzepte zu entwickeln, „die das Ineinandergreifen der *medialen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen*, der *aktiven Bedeutungsproduktion der Zuschauenden* und der *Subjektivität der Forschenden* konsequent berücksichtigen.“ Selbstreflexion der WissenschaftlerInnen ist keine hinreichende, aber eine notwendige Bedingung kritischer Gesellschaftstheorie und kann verhindern, dass der eigene Standpunkt mit seinen spezifischen blinden Flecken und ideologischen Vorannahmen unreflektiert bleibt.

Elisabeth Klaus

## Andrea Mlitz

### Dialogorientierter Journalismus

Leserbriefe in der deutschen Tagespresse

Konstanz: UVK, 2008. – 446 S.

(Forschungsfeld Kommunikation; 26)

(Zugl. Eichstätt-Ingolstadt: Diss., 2007)

Eine Lücke ist nicht ein Nichts, sondern eine Stelle, an der etwas vermisst oder an der etwas als Mangel empfunden wird. Die „Lücke“ ist also stets das Ergebnis einer Zuschreibung. Ebenso ist es auch mit dem immer wieder in der Wissenschaft bemühten Topos der „Forschungslücke“, der fast immer zur Begründung der Notwendigkeit des eigenen Tuns vorgetragen wird.

Wenn die Verfasserin der hier zu besprechen-

den Eichstätt Dissertation mehrfach davon spricht, dass Leserbriefe eine Forschungslücke seien, dann gilt das eben ausschließlich unter den Bedingungen der Sichtweise der Autorin. Und diese Sichtweise ist die einer empirisch-sozialwissenschaftlich bestimmten Publizistik.

Im Übrigen scheint Mlitz der Meinung zu sein, der Forschungsgegenstand bestimme die Methoden, mit denen man sich ihm zu nähern habe: „Während die Zeitungen dem Leserbrief zu einer Renaissance verholfen haben, hat die kommunikationswissenschaftliche Forschung diesen Komplex bislang eher vernachlässigt. Eine mögliche Ursache hierfür liegt vermutlich in der schwierigen methodischen Umsetzung des Forschungsgegenstands.“ (S. 14) Ausgehend von einem solchen Verständnis von Wissenschaft ist die Gefahr nicht weit, sich zu überheben: „Komplettiert wird diese bis dato erste umfassende Studie zum Thema Leserbrief in der deutschen Kommunikationswissenschaft durch einen historischen Teil.“ (S. 14) Auch die folgende Aussage kann man nur mit Staunen lesen: „Die vorliegende Dissertation betreibt auf weiten Strecken Grundlagenforschung und kombiniert dabei verschiedene sozialwissenschaftliche Methoden.“ (S. 15; s. auch S. 107) Diese Methoden sind „schriftliche Befragungen“, „Inhaltsanalysen“ und „ein umfassendes Fallbeispiel“. Wie weit man immer den Begriff der Grundlagenforschung fassen mag, das, was in dieser Arbeit vorgeführt wird, deckt er sicher nicht.

Vielleicht sollte man nicht so ernst nehmen, was die Autorin über ihre Arbeit sagt, denn das, was sie tut, ist mancher Ehre wert. Unter dem Thema „Forschungsgegenstand“ beschäftigt sie sich zunächst mit der Situation der Tageszeitungen in Deutschland mit der Absicht, die Notwendigkeit eines „dialogorientierten Journalismus“ nachzuweisen. Für diesen sieht sie drei Ziele: (1) Moderator im öffentlichen Gespräch zu sein und zu einer demokratischen lokalen Öffentlichkeit beizutragen; (2) die Leser-Blatt-Bindung zu stärken; (3) die Berichterstattung unterhaltsamer zu machen. Dass Leserbriefe eine Möglichkeit für den „Leserdialog“ (S. 54) sein können, ist evident (allerdings auch nicht neu).

Der anschließende Forschungsbericht gibt einen Überblick über die einschlägige Literatur. Die Erwähnung auch von unveröffentlichten Magister- und Diplomarbeiten sollten nicht zu dem Eindruck einer Vollständigkeit

verleiten, die nicht zu leisten und auch nicht zu fordern ist. Das Fehlen von nicht-deutschsprachigen Arbeiten und die Vernachlässigung von sprachwissenschaftlichen Studien fällt allerdings auf. Dass die Arbeit von Karin Stockinger-Ehrnstorfer aus dem Jahr 1980 ihr eigenes Vorgehen beeinflusst hat, legt Mlitz erfreulicherweise offen.

Nach einer Diskussion von Aspekten des Verhältnisses von Kommunikator und Rezipient formuliert sie „forschungsleitende Fragen“, denen sie übersichtlich und nachvollziehbar gegenüberstellt, in welchen Teilen der folgenden Untersuchung und mit welchen Methoden diese bearbeitet werden.

Die anschließende „Geschichte des Leserbriefs“ (S. 129-253) ist eine verdienstvolle Zusammenschau von 200 Jahren Entwicklung, angereichert um zwei kleinere Beispiele.

Das Kapitel „Leserbriefkommunikation heute“ ist das eigentliche Herzstück der Arbeit. Es besteht v. a. aus der Präsentation der Ergebnisse einer schriftlichen Befragung aller deutschen Tageszeitungsredaktionen. Dank guter Vorbereitung und intensivem Nachfassen kann sich die Autorin mit einer Rücklaufquote von über 60 % schmücken. Obwohl man nicht erfährt, welche knapp 40 % der Tageszeitungsredaktionen sich nicht beteiligt haben (Qualitätszeitungen? Lokalzeitungen?), erfährt man hier in einer Repräsentativität, wie sie überhaupt nur zu erreichen ist, was in deutschen Redaktionen zu Leserbriefen gedacht wird und wie die Redakteure ihren Umgang mit der Leserpost sehen. In einer Fallanalyse werden alle im April 2006 bei der Regionalzeitung „Trierischer Volksfreund“ abgedruckten Leserbriefe hinsichtlich ihres Umfangs und ihrer Inhalte mit den eingegangenen Zuschriften verglichen. Außerdem werden Geschlecht, Status und Herkunft der Autoren festgehalten. Über die Selektion und v. a. über die Bearbeitung würde man gern etwas mehr lesen. Aber da sind wohl die Grenzen einer vor allem zählenden wissenschaftlichen Disziplin erreicht.

Verdienstvoll ist die dann folgende schriftliche Befragung der Autoren von abgedruckten Leserbriefen, erfährt man doch hier nicht nur äußere Daten über Leserbriefschreiber, sondern auch deren eigene Sicht des Anlasses, der Motive ihres Schreibens und ihre Beurteilung des Umgangs mit ihren Texten. Immerhin geben 20 % an, „dass die Änderungen [durch die Redaktion] den Kern ihrer Aussage beein-

flusst hätten.“ (S. 370) Das kollidiert mit dem von den Redaktionen (auch von der Redaktion des „Trierischen Volksfreunds“, s. S. 384) immer wieder betonten Grundsatz, nur „sinnwährend“ zu bearbeiten. Und das folgende Ergebnis ist mit den von Mlitz beschriebenen Prinzipien eines „dialogorientierten Journalismus“ kaum zu vereinbaren: „Zudem gaben nur 7,5 % der Befragten an, dass die Modifikationen im Vorfeld mit ihnen abgesprochen worden seien.“ (S. 370)

Andrea Mlitz hat mit ihrer Arbeit eine Forschungslücke in dem Umfang geschlossen, wie sie diese selbst definiert hat. Der Wert dieser sehr fleißigen Arbeit (müssen Dissertationen einen Umfang von fast 450 Seiten haben?) liegt aber v. a. darin, dass mit dem hier ausgebreiteten Material weitere Forschungsfragen im Themenfeld „Leserbriefe“ besser bearbeitet werden können.

Jörg Hennig

## Monroe E. Price / Daniel Dayan (Hrsg.)

### Owning the Olympics

Narratives of the New China

Ann Arbor: The University of Michigan Press, 2008. – 416 S.

ISBN 978-0-472-07032-9

„Owning the Olympics“ widmet sich dem Medienereignis des Jahres 2008: den olympischen Spielen in Peking. Seit der Bekanntgabe des Austragungsorts im Juli 2001 hat sich ein globaler Diskurs entwickelt, der sich längst nicht mehr nur mit den sportlichen Aspekten der Veranstaltung beschäftigt. Politische, kulturelle und gesellschaftliche Fragen dominierten die kontroverse Medienberichterstattung in ihrem Vorfeld. Beobachter beschrieben, wie sich das Gastgeberland als wirtschaftlich, technologisch und umweltpolitisch führende Weltmacht inszenierte. Das „Neue China“ habe ein verdächtig plötzlich Interesse auch an Menschenrechten, Meinungs- und Pressefreiheit und der „Öffnung“ des Landes gen Westen gezeigt. Westliche Politiker und Aktivisten nutzten das öffentliche Interesse, um die Aufmerksamkeit auf ihre Kritik an dem kommunistischen Land zu lenken. Sie alle stritten um die Deutungshoheit über das Ereignis in Peking – um die kommunikative Einverleibung des globalen Events in den eigenen ideologischen Körper.